

Feuilleton.

Die Genfer Convention.

Von Professor C. Binz.¹⁾

Die Geschichte der Heilkunde ist ebenso wie die Geschichte der Criminaljustiz eine zuverlässige Lehrerin betreffs der jedesmaligen Höhe der Gesittung und des Wohlergehens der Völker.

Lassen wir beispielsweise unseren Blick schweifen ins romantische Mittelalter, so begegnet er hier in den engen Städten, die mit einem nassen Graben umgeben waren, der die Kloaken aufnahm, gesundheitlichen Zuständen, die jeder Beschreibung spotten. Das Wasser der Brunnen war im innigen Zusammenhange mit dem Inhalt der Canäle und Gruben. Böartige Fieber gingen deshalb auch nie aus, und fiel einmal ein Krankheitskeim besonders giftiger Art in die Bevölkerung hinein, so erwuchsen jene Pestepidemien, deren furchtbaren Verheerungen gegenüber das Wüthen der Cholera in unserer Zeit da, wo es am ärgsten war, geradezu unbedeutend genannt werden muss. Geisslerfahrten, Springprocessionen und gemalte Todtentänze, das waren die unheimlichen Früchte, die hervorsprosssten aus der von steter Angst gequälten Volksseele und deren zweifelhafter Genuss Furcht und Zittern überbieten sollte.

Das dauerte so als die Regel bis ins 17. Jahrhundert, von dort an allmählich verlöschend. Und diesen mehr als ägyptischen Plagen sollte eine Heilkunde abhelfen, die zusammengesetzt war aus Unwissenheit und Aberglauben. In den Krankenhäusern der guten alten Zeit sah es nicht besser aus. Ich brauche nicht sehr weit zurückzugehen. Im Jahre 1785 liess Ludwig XVI. das Hotel Dieu, das vornehmste Hospital von Paris, durch eine Commission revidiren. Sie fand:

In jedem Bette für Erwachsene lagen bis zu vier Personen, gleichviel, ob sie an einer oder an vier verschiedenen Krankheiten litten; Patient 1 und 3 mit dem Kopf nach der einen, 2 und 4 mit dem Kopf nach der anderen Seite. In den Betten für Kinder lagen bis zu neun Patienten auf einmal. Alle Betten standen dichtgedrängt, die der Erwachsenen unter einander mit denen der Kinder. Der letzteren Sterblichkeit war eine fast absolute. Und das waren keine aussergewöhnlichen, sondern überlieferte Zustände, wie ich aus dem Originalbericht eines deutschen Kranken vom Jahre 1657 ersehe.

Das nur wenige Andeutungen über den Unterschied in Vergangenheit und Gegenwart medicinischer Zustände. Sichtbar für das Auge des lebenden Geschlechtes und greifbar für seine Hand gewahren wir ihn in der Hilfeleistung für Verwundete und Kranke im Kriege, wie er in dem Vertrage von Genf sich ausdrückt.

Wenn wir im vorigen Jahre lasen, wie in den Kämpfen der Griechen und Türken die Fahne und Armbinde dieses Vertrages und alles, was unter ihnen einherging und daniederlag, respectirt wurde, wenn wir sahen, wie aus den Hauptstädten Europas die Sanitätscolonnen nach Thessalien und dem Bosphorus eilten, um dort aufzuräumen unter dem Kriegselend und dem östlichen Schmutz der Lazarethe, so fanden wir das ganz selbstverständlich. Wir würden uns aufregen, wenn es nicht geschähe; wir können uns kaum vorstellen, dass es nicht immer so gewesen. Und doch, blicken wir nur wenige Jahrzehnte hinter uns: Die Truppenärzte und ihre Gehilfen waren dem eisernen Gesetze des Krieges unterworfen; kein Abzeichen schützte sie und ihren Verbandplatz vor den Kugeln und der blanken Waffe; in die Hand des Siegers fallend wurden sie als Kriegsgefangene fortgeführt; und um dem Loose zu entgehen, flohen sie mit der geschlagenen Truppe, ihre Verwundeten dem Sieger und dem Zufall anheimstellend. Und die Hilfe von aussen beschränkte sich auf die Mildthätigkeit und den Opfermuth der nächstgelegenen Städte, falls ihnen die Möglichkeit zu beiden Tugenden überhaupt geblieben war.

Zwar hat es seit dem Ende des 16. Jahrhunderts oft genug nach der Schlacht Verträge der kriegführenden Mächte zum Schutz der Kranken und Verwundeten gegeben. Wir kennen deren von 1581 bis 1864 nicht weniger als 291, wovon die meisten — nämlich 203 — auf deutsche Mächte entfallen. Einer davon geht uns näher an. Er wurde am 12. October 1689 im Lager vor Bonn unterzeichnet. In gewohnter Weise hatte sich Frankreich in die inneren Angelegenheiten des Kurfürstenthums eingemischt und Bonn besetzt. Reichsexecution wurde

¹⁾ Oeffentlicher Vortrag, gehalten am 28. December 1898 in Coblenz zu Gunsten des dort zu errichtenden Denkmals für Professor Dr. Johannes Müller.

beschlossen und unter Führung von Friedrich III., dem nachmaligen ersten preussischen Könige, vollzogen. Es war eine harte Begegnung diese erste der Hohenzollern mit der rheinischen Stadt, denn nach zweimonatlicher Beschiessung war sie ein rauchender Schutthaufen. Die Franzosen waren von 8000 Mann auf 1500 heruntergekommen. Artikel 6 und 7 des Vertrages erklären all ihre Kranken und Verwundeten und das gesammte Lazarethpersonal für unverletzlich. Die Transportablen sollen auf dem Rhein eingeschifft werden, die Nichttransportablen dürfen unter französischer Pflege in der Stadt verbleiben bis zur Genesung und dürfen dann nach Frankreich zurückgehen.

Aber alle diese Verträge sorgten nur während der Waffenruhe für die Opfer des Kampfes; sie hatten kaum vorbereitende Zwecke, und sie erloschen selbstverständlich mit der Zeit und Gelegenheit, woraus sie geboren waren. Der Gedanke, sie im voraus und für immer in den Codex des Völkerrechts aufzunehmen, ist ein Kind erst des vorigen und unseres Jahrhunderts. Wir finden ihn niedergelegt in den Schriften der Armeeärzte des vorigen: des preussischen Dr. Schmucker, des englischen Dr. Pringle und des französischen Dr. de Chamousset. Er wiederholt sich 1800 bei dem französischen Armeearzte Percy und 1820 bei dem preussischen Dr. Wasserfuhr. Dieser veröffentlichte in Coblenz, im Verlage von Hergt, eine Schrift über unser Militärmedicinalwesen; er spricht darin aus eigener Erfahrung von den Leiden der Kranken und Verwundeten nach der Schlacht in Folge ungenügender Hilfe und schliesst mit dem Mahnruf:

„Möchten meine Erinnerungen nicht abermals unbemerkt bleiben, und möchten endlich alle Nationen den Bund schliessen, auch die gefangenen, kranken und verwundeten Krieger für unfindlich zu erklären, und sich verpflichten, nicht nur alle Hospitäler nach den Anordnungen ihrer Dirigenten frei wirken zu lassen, sondern ihnen auch die nöthige Unterstützung zu gewähren. Alle Kranken und Verwundeten, welche in feindliche Hände gerathen, müssten daher ihrem bestehenden Hospital und ihren Aerzten so lange gelassen werden, bis sie hergestellt sind, und alle wirklichen Invaliden müssten ohne weitere Auswechslung, mit Pässen versehen, nach ihrem Vaterlande frei zurückkehren dürfen. Ebenso müsste jedem Feldherrn die Freiheit gestattet werden, nach den Hospitälern, die in feindliche Hände gerathen sind und zu wenig Aerzte haben, diese nach dem Bedarf dorthin zu schicken. Eine solche Maassregel muss vorzüglich nach gelieferten Schlachten stattfinden dürfen, und jeder Feldherr müsste schon vor der Schlacht ein Feldhospital dazu bestimmen, welches unter allen Umständen, wie auch die Schlacht ausfallen möge, auf dem Schlachtfelde bleibt und in einem gewählten Ort sein Hospital einrichtet, wohin alle Verwundeten vom Schlachtfelde zu bringen sind. . . . Hätten die europäischen Minister nur einmal jene Schlacht- und Leichenfelder gesehen, wo unbedauert und ungehört der Jammer ächzt, wo Durst und Hunger glühen und Schmerz und Angst die Seele zerreisst, gewiss, sie würden thun, was sie so lange versäumt haben.“

Aber die Staatsmänner Europas hatten anderes zu thun in jener Zeit der reactionären Ministerconferenzen. Alle Kriege der 20er bis 50er Jahre wurden geführt, ohne dass die wiederholte Stimme denkender Aerzte zur Geltung kam. Es bedurfte erst des Gemetzels bei Solferino am 24. Juni 1859 und der Erregung des durch einen Privatmann aufgerichteten öffentlichen Gewissens, um die so oft verlangte Wandlung dauernd zu schaffen.

Henri Dunant, ein in London ansässiger Genfer, war, angezogen von dem ihm offenbar sympathischen Gedanken der Befreiung Italiens, als Tourist der französischen Armee gefolgt und beschrieb 1861 seine Eindrücke unter dem Titel: „La charité internationale aux champs de bataille. Un souvenir de Solferino“. Eine lebhaft Schilderung des Schlachtenlärms bildet die Einleitung zu der kleinen Schrift. Züge von Heldenmuth hüben und drüben begeistern den Verfasser. Mehr und mehr treten die Scenen der Wildheit des Kampfes und der furchtbaren Zerstörungen vor seine Augen; und als die Stille der Sommernacht herangezogen war und durch sie hindurch von allen Seiten her vernnehmbar wurden die Hilferufe und das Klagen tausender von hilflos schwer verwundet am Boden liegender Soldaten; als dann am Morgen des 25. die helle Junisonne all' das lebende Elend in seiner ganzen Grösse und Entsetzlichkeit beschien: da nahm der Schlachtenenthusiasmus rasch ein Ende bei unserem Autor und verwandelte sich in Trübsal und Trauer. Auch hier war gesehen, was wir später auf dem uns angehenden blutgetränkten Boden wiederfinden werden und was ja 1859 noch ganz hergebracht war: die österreichischen Sanitätscolonnen und alle Aerzte waren mit der geschlagenen Armee geflohen und hatten Tausende von Schwerverwundeten der Sorge des ärztlichen Personals der verblüdeten Armee überlassen, dessen Kräfte für die eigenen nicht halbwegs ausreichten.

Dunant schliesst seine ergreifende Schilderung jener Nacht und der ihr folgenden Tage mit den Worten:

„Weshalb habe ich so viele schmerzliche und trostlose Auftritte geschildert und so manches Gefühl verletzt? Weshalb habe ich, wie mit Wohlbehagen, die erschütternden Gemälde mit einer Ausführlichkeit vorgezeigt, die kleinlich und wahnsinnig erscheinen könnte? Es sei mir erlaubt, diese ganz natürliche Frage mit einer anderen Frage zu beantworten: Ist es nicht möglich, freiwillige Gesellschaften zu

gründen, deren Zweck es wäre, die Verwundeten in Kriegszeiten zu pflegen oder pflegen zu lassen? Wenn man doch einmal auf die Verwirklichung des ewigen Friedens verzichten muss; wenn die Menschen fortfahren, sich gegenseitig zu tödten, ohne sich zu hassen; wenn man wie Graf Joseph de Maistre versichert, der Krieg sei etwas Göttliches; wenn man täglich immer schrecklichere Zerstörungsmaschinen ersinnt: weshalb sollte man nicht eine Zeit der Ruhe und Friedensstille benutzen, um eine Sache solcher Wichtigkeit vom Gesichtspunkte der Menschlichkeit und des Christenthums aus zu lösen?“

Aber mit der Abfassung dieses Buches war Dunant nicht zufrieden; er liess dem geschriebenen Worte die rastlose That folgen. Zuerst gelang es ihm, die hervorragendsten Mitglieder der Genfer Gemeinnützigen Gesellschaft für seinen Gedanken zu werben. In ihrer Sitzung vom 9. Februar 1863 bildete sich ein Ausschuss aus fünf Personen mit der Aufgabe, internationale Abmachungen anzubahnen. Am 1. September desselben Jahres konnte er die Einladungen verschicken, wissend, dass sie von der Mehrheit der Geladenen angenommen werden würden, und am 26. bis 29. October tagte in Genf die erste internationale Conferenz, bestehend aus 12 Schweizern, 11 Deutschen und Oesterreichern, 3 Franzosen, 2 Niederländern, 2 Engländern, 2 Schweden, 2 Russen und je einem Spanier und Italiener, die meisten als Abgesandte ihrer Fürsten oder Minister. Preussen im besonderen war vertreten durch den Prinzen Reuss, den Ministerialrath Dr. Housselle und den Generalarzt Dr. Löffler.

Der Erfolg ist bekannt. Unter dem Zeichen des Rothen Kreuzes in weissem Felde einigte man sich zu den Friedensvereinen, die im Kriegsfall mobil machen und von jeder kämpfenden Macht respectirt und gefördert ihre Hilfe überall hintragen, wo die Kriegsfurie wüthet, gleichviel welcher Nation die von der Kugel oder der Seuche Getroffenen angehören.

Kein guter und richtiger Gedanke ist unfruchtbar; stets spriess daraus ein neuer hervor, ihm ähnlich an Werth oder ihn übertreffend, die Züge des ersten tragend und doch in anderer Weise einerschreitend. Die früher so oft, aber vereinzelt und vorübergehend ausgeführte Neutralisation der Verwundeten und die Unverletzlichkeit der Verbandplätze, Lazarethe und Aerzte wurde ins Auge gefasst und in drei Nachtragsvorschlägen den Mächten unterbreitet. Die Anregung zu dieser Erweiterung des ursprünglichen Gedankens hatte Dunant in Berlin empfangen. Im Jahre 1863 verweilte er dort zur Durchführung des ursprünglichen Planes: Gründung internationaler Hilfsvereine. Besonders bei dem Könige, der Königin Augusta und dem Kriegsminister von Roon hatte er grösstes Entgegenkommen gefunden; in welcher Weise, das erhellt aus seinen eigenen Worten: „Der Königin Augusta kommt die Ehre zu, den Gedanken einer diplomatischen Convention zum Schutz der Verwundeten und ihrer Pfleger zum Erfolg gebracht zu haben, und zwar noch ehe man in der Schweiz die Verwirklichung dieses Gedankens für möglich hielt. Und der Minister von Roon — so äussert er an einer anderen Stelle — war der erste Kriegsminister in der civilisirten Welt, der das Project einer diplomatischen Convention gebilligt und warm unterstützt hat, und zwar zu einer Zeit, als meine Vorschläge nur Spott und Verachtung bei dem Marschall Randon, Kriegsminister in Paris, erfuhren.“ Auch andere deutsche Fürsten, so König Joliann von Sachsen, hatten den Autor des Souvenir de Solferino und seine Mission sehr freundlich aufgenommen, und so fasste er den ganzen Verlauf des Unternehmens in die Worte zusammen: „Berlin und Deutschland haben dem Gedanken der diplomatisch vereinbarten Neutralisation der Verwundeten, Genf und die Schweiz dem Gedanken der freiwilligen Hilfsgesellschaften zum Siege verholfen.“

Nachdem solche Kräfte sich in den Dienst der guten Sache gestellt hatten — auch Napoleon III. durch seinen Freund, den schweizerischen General Dufour, der Borntheit Randons abwendig gemacht, gehörte bald dazu —, war die weitere günstige Entwicklung beider Theile nur eine Frage kurzer Zeit. Das in Genf domicilirte internationale Comité frug Ende 1863 theils direkt, theils durch Vermittelung der auf der ersten Versammlung zugegen gewesen Personen bei den Regierungen an, ob sie geneigt seien, einer vom schweizerischen Bundesrathe auszusendenden Einladung zu einem Congresse, der den Neutralitätsgedanken zu einem internationalen Gesetze erheben sollte, nachzukommen. Preussen war zuerst mit einer bejahenden Antwort da; es folgten Frankreich und mehrere andere Staaten; am 6. Juni 1864 erging jene Einladung, und am 8. August trat der Congress in Genf zusammen und tagte dort bis zum 22. dieses Monats.

25 Mächte waren eingeladen, 16 erschienen, 9 blieben aus, und zwar: Hannover ohne jegliche Antwort; Brasilien ebenso, wahrscheinlich wegen der Kürze der Zwischenzeit; Russland unter Zusage des Erscheinens seiner Vertreter, was aber wegen nachträglicher militärischer Scrupel nicht gehalten wurde; Mexico, Griechenland und die Türkei unter Entschuldigung für ihre Abwesenheit, aber mit der allgemeinen Zustimmung zu den Zwecken des Congresses; endlich Oesterreich, Bayern und der Kirchenstaat unter dem Ausdruck der positiven Abneigung, den Congress zu beschicken.

Das Liebeswerk kam aber dennoch zu Stande. Am 22. August unterzeichneten sofort 12 der dazu bereits ermächtigten Abgesandten —

und zwar von Baden, Belgien, Dänemark, Frankreich, Hessen-Darmstadt, Italien, Niederlande, Portugal, Preussen, Schweiz, Spanien und Württemberg — den aus zehn Artikeln bestehenden Vertrag mit dem Titel: „Zur Verbesserung des Schicksals der im Felde verwundeten Soldaten“. Ich kann seinen Inhalt kurz dahin zusammenfassen, dass auch den Verwundeten und Kranken des Feindes jeder nur mögliche Schutz und Beistand und dessen ärztlichem Personal jede nur mögliche Sicherheit und Freiheit gewährleistet wird. Sie alle sind neutral und unverletzlich.¹⁾

Bald wurde der Vertrag von den beteiligten Regierungen ratificirt. Griechenland, England, Schweden, die Türkei und Mecklenburg-Schwerin traten bei; die deutschen Mittelstaaten warteten auf den impotenten Bundestag in Frankfurt, der natürlich nie kam, und Oesterreich, Russland und der Kirchenstaat verweigerten auch bei der zweiten Aufforderung den Beitritt.

Da zogen die Gewitterwolken des Sommers 1866 herauf. Württemberg, Hessen-Darmstadt und Bayern warteten nicht länger auf den Bundestag und unterschrieben den Vertrag endgiltig. Sachsen und Hannover richteten sich offenbar nach dem Verhalten Oesterreichs, und dieses beharrte auf seiner Weigerung. Seine Sanitätsanstalten seien so beschaffen, dass sie allen Anforderungen entsprächen; auch befänden sich in den zur Berathung vorgelegten Punkten einige, die unvereinbar seien mit den militärischen Interessen — so hatte ein Theil der anfänglichen Ablehnung gelautet und so lautete sie abermals, als in der letzten Stunde das Genfer Comité sich dringend und direkt an die Wiener Regierung gewandt hatte.

Nur zu bald und zu hart erfolgte die praktische Probe auf diese Kurzsichtigkeit des österreichischen Kriegsministeriums; zuerst ein kleines Experiment an unserem, sodann ein grosses, grauenhaftes am eigenen Leibe. Ich will jenes nach authentischer, bisher nur wenig bekannter Darstellung skizziren, denn jeder Zug an ihm kennzeichnet die früheren Zustände, und zwar ungleich besser, als eine allgemeine Darstellung es kann.

(Schluss folgt.)